

*Joachim Wanke, Geistlicher Impuls beim Diözesanforum des Bistums Linz,
17. November 2018, Schloss Puchberg/Wels*

Dem offenen Himmel trauen

Geistliche Erfahrungen aus vier Jahrzehnten Staatssozialismus

Das kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen: Ab und zu wird der durch die Zeiten pilgernde Kirche vom „Himmel“ her unverhofft Trost zugesprochen – und zudem der eine oder andere Hinweis für ihren weiteren Weg auf Erden geschenkt. Davon möchte ich heute berichten: von Tröstungen Gottes und von Wegweisungen seines Geistes.

Unsere Ortskirche in Thüringen etwa hat vor rund 30 Jahren ein Trostzeichen vom Himmel her geschenkt bekommen. Es war „eingepackt“ in das Ereignis der unblutigen Revolution 1990/91, die uns bekanntlich, auch als Kirche und Christen, erstaunliche Freisetzungen gebracht hat.

Die Tröstung Gottes für uns bestand in der Tatsache, dass sich vor unseren Augen der alte Ideologiestaat DDR lautlos in Luft auflöste – und zwar in kürzester Zeit. Und wie hat dieser sich vorher gewaltig in Szene gesetzt! Über Jahrzehnte hatte die alte Parteiideologie die Kirche und das Leben der Christen drangsaliert. Diese Ideologie beruhte ja auf den Thesen der marxistischen Religionskritik und auf der Lenin'schen Praxis eines gewaltsamen, brutalen „Aushungerns“ alles Religiösen. Der Kampfruf der kommunistischen Partei lautete damals: „Religiöser Glaube verdirbt das **Denken**.“ Ich erinnere mich an meine damalige Schulzeit. Immer wieder war da zu hören: Das Christentum sei eine Weltanschauung für „Rückwärtsgewandte“ und mache unfähig, sich zusammen mit allen „Werk-tätigen“ für die helle Zukunft des Sozialismus mit allen Kräften einzusetzen. Das Christentum sollte eben absterben – und der atheistische Staat half kräftig dabei mit.

1990 war plötzlich davon nicht mehr die Rede. Es zeigte sich sehr anschaulich, auf welch tönernen Füßen manchmal weltanschauliche Überzeugungen und selbst staatliche Willkür stehen. Das war für uns Christen ein tröstlicher, ermutigender Zuspruch vom Himmel her! Ein Hinweis des Geistes, dem lieben Gott auch heute und morgen Überraschungen zuzutrauen!

Aber gilt diese positive Deutung auch für die neue Situation, in die uns Gott nun hineingeführt hat? Mit dem Eintritt des Ostens in eine freiheitliche, pluralistische Gesellschaft mit all ihren, besonders auch wirtschaftlichen, Freiheiten kam ein neuer Verdacht in der Gesellschaft auf. Der lautet nun: „Religiöser Glaube verdirbt das **Leben!**“ Er mache es zumindest eng und kleinkariert. Man müsse das eigene Leben schon jetzt voll ausschöpfen und möglichst intensiv auskosten – den „Himmel Gottes“ (wenn es ihn denn überhaupt gibt) könne man vergessen.

Ist dieses Szenario auch „Trost vom Himmel her“? Diese neue Herausforderung scheint schwieriger zu bewältigen als die frühere ideologische Bedrückung in DDR-Zeiten. Das macht so manche Christen, auch Pfarrer und Bischöfe, nun auf andere Weise ratlos, manchmal auch mutlos. Wie umgehen mit einer Mentalität und Lebensgestaltung, die Gott gleichsam abgeschrieben, ja vergessen hat? Gott ist ja offensichtlich „privatisiert“, er ist kein Störfaktor mehr, noch nicht einmal eine zu bekämpfende Größe. „Wer Religion braucht, möge sie – bitte schön – praktizieren. Wir freilich, die gesellschaftliche Mehrheit, benötigen sie nicht.“ – Worin besteht da wohl die erhoffte Wegweisung durch Gottes Geist für seine Kirche?

Ich meine: Auch diese Erfahrung enthält eine „Botschaft von oben“. Grundsätzlich gilt: Dieser veränderte Gegenwartshorizont sollte – wie bei Kulturumbrüchen in vergangenen Jahrhunderten – zunächst einmal angenommen werden. Also nicht geleugnet oder verdrängt (nach dem Motto: „Es muss alles so bleiben wie früher!“). Denn es gilt: Was nicht angenommen wird, kann nicht verwandelt werden. Es muss sich auch in Zeiten gesellschaftlicher Liberalität und Pluralität erweisen, was sich in Zeiten der Bedrängnis bewährt hat: Was nicht in Freiheit gedeiht, gedeiht überhaupt nicht.

Worin könnte die Chance dieser neuen Situation für uns als Christen bestehen? Meine These: Die Situation einer liberalen, offenen Gesellschaft gibt uns die Möglichkeit, sich jetzt auf eine Vertiefung unseres Glaubens und Bekennens einzulassen, gleichsam eine geistliche „Tiefenbohrung“ vorzunehmen. Christen im Osten Deutschlands leben jetzt „ehrlicher“ als früher. Das kann uns selbst als Christen stabilisieren und ins Zentrum dessen führen, wozu uns das Evangelium Jesu gemeinsam und als Einzelne ruft. Man könnte auch etwas salopp sagen: Gott hat mit uns eine Art „Glaubens-TÜV“ vor, eine „Qualitätskontrolle“.

Das wäre dann der Anruf dieser Stunde: Es gilt, sich dem „Licht“ des Evangeliums neu auszusetzen, sich bereitwilliger dem Anspruch des Evangeliums zu stellen!

Zur Illustration ein kleines persönliches Erlebnis: Ich erlebte einmal in einem großen Bekleidungskaufhaus, wie in der benachbarten Damenabteilung eine Frau ein Kleid für sich aussuchte – und auf einmal damit verschwand. Aber keine Sorge: Sie gingt damit nur aus dem Kunstlicht des Kaufhauses vor die Außentür und hielt das ausgewählte Stück in das helle Tageslicht. Die Verkäuferin hatte dafür durchaus Verständnis! Denn das ist eine uns nicht fremde Erfahrung: Im Tageslicht wirkt manches anders als im Kunstlicht eines Warenhauses. Ich dachte mir im Stillen: So müssten wir Christenmenschen es machen: Uns (zumindest ab und zu) dem Licht des Evangeliums aussetzen, dem Licht „von oben“ – um dann zu schauen, ob die „Farben“ und der ganze „Zuschnitt“ unseres Lebens uns wirklich stehen! „Was kleidet mich, wenn Gott mich anschaut?“

Mein geistlicher Impuls in den heutigen Tag will den Blick für Möglichkeiten öffnen, auch in unserer bunten, heterogenen und vor allem auch stressigen „Arbeits- und Unterhaltungsgesellschaft“ den Himmel Gottes als offen zu erleben.

Seelsorgliche Strategien und Aktionen sind das eine. Diese sind gemeinsam zu überlegen und entsprechende Initiativen sind durchaus zu wagen. Aber dem christlichen Glauben Halt geben und Zukunft eröffnen kann wohl nur ein Weg der Vertiefung, der „Qualitätserneuerung“ sein. Was wird uns eigentlich „von oben“ her in der Taufe und in einem Leben der Nachfolge Jesu geschenkt – und zugemutet (!)? Das ist ähnlich wie bei einem handfesten Ehekrach. Entweder läuft das Paar auseinander – oder man erneuert die alte Liebe, erinnert sich des guten Anfangs, geht miteinander in die „Tiefe“ und fängt neu an, diesmal ein wenig gewitzter als in Jugendzeiten.

So ähnlich gilt es heute, den „Grundwasserspiegel“ unseres Glaubens, unseres Hoffens und Liebens in den Blick zu nehmen. Ist der Pegel vielleicht doch gesunken? Da helfen selbst die blitzblanken neuen Wasseranschlüsse oben wohl auch nicht. Es braucht den Mut, geistlich in die „Tiefe“ zu gehen, nach den „Quellen“ zu schauen, nach „Qualität“ zu fragen und weniger nach Quantitäten. Ich frage manchmal: Was lehrt uns DDR-Christen unsere Erfahrung aus alten Tagen? Was hat uns früher in Tagen der Bedrängnis ganz persönlich Kraft und Zuversicht gegeben? Was bedeutet es mir in der derzeitigen „offenen“ Situation, getauft zu sein, von Gott berufen zu sein, zu seinem heiligen Volk zu gehören? Wenn solche Fragen gestellt und – vor allem: persönlich und gemeinsam

beantwortet werden, dann mag auch manches wieder neu an „Früchten des Geistes“ unter uns wachsen und reifen.

Es geht also nicht um eine Abkehr von den konkreten Fragen, die in der Diözese anstehen und auf Lösungen warten, oft auch eingebettet in einen weltkirchlichen Fragehorizont. Keine Abkehr von diesen Fragen – eher ein Versuch, diese Problemfelder neu zu beleuchten, sie in das „vom Himmel her“ auf uns herabfallende Licht zu halten. Wir müssen unseren Fragen und manchmal auch Ratlosigkeiten einen größeren Horizont geben. Es braucht Deutung unserer Situation, und zwar in Kirche und (!) Gesellschaft, aus christlicher Hoffnung heraus. Es ist einfach eine oft bestätigte menschliche Erfahrung: Es sind nicht die Technokraten, die etwas bewegen, sondern die Visionäre (was nicht heißt, Forschung und Technik für die Bereicherung unseres Lebens gering zu schätzen!). Es braucht heute „Visionäre des Gottesreiches“.

Ich illustriere dies einmal durch eine gute Erfahrung in meinem bischöflichen Dienst. 2007 konnten wir in Thüringen ein großes **Elisabethjahr** feiern – anlässlich ihres 800. Geburtstages. Und viele, sogar Nichtchristen, feierten mit. Ich fasse diese Erfahrung gern in dem Satz zusammen: Die hl. Elisabeth, unsere Bistumspatronin, hat in diesem Jahr besser und intensiver „gepredigt“, als die Pfarrer einschließlich Bischof das je vermocht hätten. Es war einfach erstaunlich, wie Elisabeth, auch in einer weithin kirchenfernen Thüringer Bevölkerung, als Zeichen einer überzeugenden Menschlichkeit, einer barmherzigen Zuwendung zu Hilfsbedürftigen und Notleidenden aufmerksam und mit Sympathie gewürdigt wurde – auch weit über die Ränder der verfassten Kirche(n) hinaus.

Hier haben wir ein Beispiel dafür, wie durch eine konkrete Biographie eine Glaubensvertiefung, eine Anhebung des „geistlichen Grundwasserspiegels“ erfolgen kann – damals eben dank franziskanischer Impulse im 13. Jahrhundert und dies mit einer erstaunlichen Ausstrahlungskraft bis in unsere Gegenwart hinein.

Mit zu dieser Glaubenskonkretisierung hat damals sicher beigetragen die von mir verbreitete „Übersetzung“ der herkömmlichen **Werke der Barmherzigkeit** in die heutige Lebenswirklichkeit der Menschen hinein: **Sieben Werke der Barmherzigkeit für Thüringen heute**.

Mein Vorschlag für den heutigen Tag ist: Drei dieser Barmherzigkeitswerke als geistliche Wegweisung für unser Urteilen, Reden und Handeln näher in den

Blick zu nehmen. Sie werden uns bei der Überlegung helfen, welchen „Stil“ kirchlichen Lebens wir noch intensiver im Bistum pflegen und befördern sollten. – Eine erste Einladung, die es zu beherzigen gälte:

„Ich höre dir zu!“

Das ist eine mehrschichtige Aufforderung. Für mich persönlich: auf die oft gehörte und geäußerte Bitte und Klage zu achten: „Hab doch einmal etwas Zeit für mich!“, „Ich bin so oft allein!“, „Niemand hört mir zu!“ Die Hektik heutigen Lebens, die Ökonomisierung vieler Arbeits- und Lebensbereiche macht die Ressource „Zeit“ knapp und wertvoll. Zuhören – ein Werk der Barmherzigkeit. So weit, so gut.

Meine Frage freilich: Wertvoll nur für den, der Gehör finden will? Nicht auch für uns, die wir im Hören und Zeit-Haben für andere aus unserer Selbstbezogenheit heraustreten? Ja sogar das wage ich zu fragen: Ist das Hören und Zu-Hören-Wollen eine Gnade, gleichsam ein „Aufwachmittel“ für eine Kirche, die manchmal sehr mit sich selbst beschäftigt ist, mit der eigenen Befindlichkeit, mit ihren Lehrsätzen, ihren Strukturen – und ihren Sünden?

Der Dialog ist in der Tat eine Grundkategorie des Glaubens und der Glaubensbezeugung. Und da meine ich nicht nur den innerkirchlichen Dialog. Ich erinnere gern an die Dialogenzyklika von Papst Paul VI. *Ecclesiam suam* (1964), bis heute lesens- und bedenkenswert. Die Kirche hat – wie auch ich als einzelner wacher Christ – von denen zu lernen, die wie Zachäus in den Bäumen stecken und nach „Jesus“, sprich: nach Verheißungen ausschauen, auf die sie im Innersten hoffen, aber an die sie nicht glauben können. Noch (!) nicht – ehe sie nicht Jesus selbst in seiner entwaffnenden Liebe begegnen.

Ob wir vielleicht bei dieser Begegnung mit dem Herrn helfen könnten – als Einzelne, als Freundeskreis, als Verbandsgruppe, als Orts- und Bistumskirche? Kann man Anbetungsstunden vor dem Allerheiligsten und Engagement in der Hospizarbeit, bei der Bahnhofsmision, in Beratungs- oder Besuchsdiensten wirklich gegeneinander ausspielen? Ich meine: nein! Heute Christ sein, heißt für mich: in Bewegung kommen, und – in mehrfachem Sinn: „beweglich“ bleiben. Es gilt den sublimen Verdacht auf den Marktplätzen dieser Welt auszustreuen, dass wir vielleicht doch nicht über die ganze Wirklichkeit unseres Lebens hinreichend informiert sind. Ein Leben aus dem Horizont des Gottesreichs heraus

führt in eine Freisetzung, die sich nicht allein in passiver Kirchenmitgliedschaft erschöpft.

Merkpunkt für diese Einladung „Ich höre dir zu!“ könnte sein: Der im Baum hockende Zachäus, der „Jesus“ sehen will (Lk 19,1-10). Was mag er wohl suchen? – Eine zweite Einladung: Einem Menschen sagen:

„Du gehörst dazu!“

In einem vorgründigen Sinn gilt dieser Satz der Abwehr von gedankenloser oder gar bewusster Ausgrenzung. Ich erspare mir, die bitteren Folgen einer Aus- bzw. Abgrenzung aufzuzeigen. Mir kommt es hier mehr auf das positive Signal an, auf welche Weise immer auch ausgesendet: „Du bist für mich zunächst und vor allem ein Mitmensch!“. „Du gehörst dazu!“ Ja sogar: „Du gehörst zu uns!“ – zu unserer Gemeinde etwa, auch wenn Du dich an Sonntagen selten blicken lässt.

Das führt zu einer noch wichtigeren Einsicht. Unter uns muss das Bewusstsein wachsen: Es gibt eine prinzipielle Offenheit aller Menschen für Gottes Anruf. Christi Ostersieg ist für alle errungen und Gottes Heilswille schließt alle Menschen ein. Das ist die Grundüberzeugung der Kirche von Anfang an. Es gibt das Heil nur universal. Darum hat sich die Kirche in ihrer Geschichte niemals zur Sekte machen lassen, zu einem Zirkel der Besserwissenden, die sich hochmütig von der Masse der anderen absetzt oder mit ihr nichts zu tun haben will.

Ich warne deshalb vor einer Pastoral, die nur die Engagierten, die Starken und Überzeugten sammeln will. Die Kirche hat nichts zu „erfassen“, zu verwalten, geschweige denn zu klassifizieren. Sie hat aus der Haltung der Grundsolidarität und Empathie die Menschen, wie sie konkret begegnen, zu begleiten, ihnen das Evangelium als österliche Weitung ihres Lebenshorizontes anzubieten und sie in ihren Suchbewegungen auf Gott hin zu bestärken.

Ich bin fest davon überzeugt, dass die wenigsten Menschen in Thüringen im tiefsten Herzen wirkliche Atheisten sind. Schon in den Zeiten des alten Ideologiestaates DDR habe ich manchmal scherzhaft gesagt: Wir Christen sind zusammen mit den wenigen „gläubigen“ Marxisten in der DDR gemeinsam in der Diaspora!

Meine Frage ist freilich: Woran glauben die vielen, die angeblich an nichts mehr glauben? Haben die säkularen Hoffnungen von Nichtchristen (franz.: espe-

rances) doch etwas mit der großen Hoffnung (franz.: espoir) zu tun, in die uns die Nachfolge Christi einweisen will?

Die Wahrheit, um die es im kirchlich verbürgten Glauben geht, hat ein wichtiges Fundament in der Lebenserfahrung des Einzelnen. Außerhalb der ersten Person Singular gibt es keine lebensrelevante Bezeugung des Evangeliums. Freiheit ist nur durch anschauliche, konkret erfahrene Freiheit anderer zum Wagnis eines Sprunges ins „Tiefe“ zu bewegen.

Übrigens: Diese Einsicht steht einem postmodernen Denken und Lebensstil vielleicht näher als die Herleitung und Legitimierung des christlichen Gottesglaubens aus einer Seinsmetaphysik, die vom Grundempfinden vieler Zeitgenossen als willkürliche, autoritäre Setzung verdächtigt und darum abgelehnt wird. Die Moderne, die uns derzeit scheinbar nur von Gott entfremdet, bietet durchaus auch neue Hilfen („Geländer“, „Haltegriffe“) für den Weg einer glaubwürdigen, ehrlichen Christuskirche.

Merkposten für diese zweite Einladung zu einem „einschließenden“, nicht „ausgrenzendem“ Denken auch in unserer Glaubenshoffnung („Du gehörst dazu!“) könnte das Wort Jesu an den Schriftgelehrten sein, der beharrlich nach dem tragenden Grund für echte Lebenshoffnung fragt: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes!“ (Mk 12, 34). Fragen etwa meine nichtchristlichen Thüringer nicht auch nach Lebensqualität, nach belastbaren, krisenfesten „Sicherheiten“? Oder hören wir Christen zu schlecht auf das, was sie bewegt? – Meine dritte Einladung:

„Ich gehe ein Stück weit mit dir!“

Vielen ist bekanntlich mit einem guten Rat allein nicht geholfen. Es braucht in der komplizierten Welt von heute oft Anfangshilfen, gleichsam ein Mitgehen der ersten Schritte, bis der andere den Mut und die Kraft hat, allein weiterzugehen. Das Grundsignal – etwa bei Hilfen für einen menschlichen oder sozialen Neuanfang lautet dann: „Du schaffst das! Komm, ich helfe dir beim Anfangen“. Mütter und Väter, die vielen amtlichen Helfer und Betreuer, auch die Pädagogen und Lehrausbilder wissen das. Und das gilt wohl auch als Grunderfahrung für einen Beginn oder Wieder-Einstieg in den Gottesglauben nach der Art Jesu. Da sind (kirchliche) „Hebammendienste“ nötig. Das neue, österliche Leben ist uns in der Tat „von oben her“ geschenkt. Es ist nicht „machbar“. Aber dieses Leben bedarf der freundlichen Aufnahme und einer mitsorgenden Begleitung, zumindest am Anfang oder auf bestimmten Lebensstrecken, vor allem beim letzten Loslassen des Lebens als Selbstübergabe in das Geheimnis Gottes hinein.

Es ist ja auch unsere eigene Erfahrung: Im Alltag sind wir normalerweise voll mit uns selbst beschäftigt, mit der Sicherung, der Bewältigung, ja selbst mit der lustvollen Ausgestaltung unseres Lebens (vgl. das Stichwort: Freizeitstress!). Doch dann gibt es immer wieder Augenblicke der Unterbrechung. Manchmal sind es Lebenskrisen (etwa wenn Beziehungen zerbrechen, bei bedrohlichen Erkrankungen) oder auch bei Lebensübergängen (etwa beim Einstieg oder bei Veränderungen im Berufsleben). Auch ekstatische Momente einer überwältigen Freude (Naturerfahrung, Kunst, Liebe und Sexualität) können den verhangenen Alltag plötzlich und unerwartet aufreißen. In solchen Situationen, die sehr vieltalig sein können, blitzt die Frage nach dem Ganzen des Lebens auf. Da weiß man spontan: Ja, das Leben ist kostbar, es ist liebenswert, es ist trotz aller Zerrissenheit, die auch mich belastet, in sich „stimmig“. Es lohnt sich zu leben!

Genau diese Erfahrung vermittelt der Auferstandene den zweifelnden und ratlosen Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Er führt sie, die durch das Golgota-Geschehen völlig desillusioniert sind, mit einfühlsamen Worten und in der Feier der Eucharistie selbst in das ganze Geheimnis seines Lebens, Sterbens und Aufstehens als rettende Tat „uns zugute“ ein. So macht er sie fähig, dass sie in ihre je eigene „Lebenseucharistie“ hineinwachsen und sich dann auf dem offenen gesellschaftlichen „Markt der Möglichkeiten“ (sprich: „Jerusalem“, wohin sie Lukas sofort aufbrechen lässt), sich bewähren können. – Mein Merkposten für das Nachdenken und den Austausch: Der Auferstandene auf dem Weg mit den zwei ratlosen Emmausjüngern (Lk 24,13ff).

Drei Anregungen als geistliche Impulse für den heutigen Tag! Sie könnten uns in Bewegung bringen und uns zeigen, wozu der Geist Gottes jedem von uns und uns als Bistumskirche insgesamt hindrängen will. Zu sagen:

„Ich höre dir zu!“

Das ist die Gnade der heutigen „kirchlichen Stunde“: Wir lernen im geduldigen Gespräch mit anderen, auch mit Nichtglaubenden, das Geheimnis unserer eigenen Berufung tiefer zu begreifen. Wir erfahren, wie Gott menschliche Freiheit respektiert. Gott dekretiert nicht. Er spricht mit uns. Er hört uns zu. Und manchmal weint er mit uns. Zachäus, der im Baum Ausschau hält nach Jesus!

„Du gehörst dazu!“

Es gibt zwischen Glaubenden und Nichtglaubenden eine existentielle Solidarität. Wir alle bedürfen der rettenden Hand, die uns aus den „Eisspalten“, in die wir

gefallen sind, herauszieht. Keiner kann sich selbst erlösen. Wir verdanken uns alle einer Liebe, die unser Begreifen und Verstehen übersteigt. Aber jene, die Gott nicht kennen, wissen einfach nicht, bei wem sie ihren Lebensdank abstaten können. Was uns aufgetragen ist: durch unser Lebens- und Glaubenszeugnis, das wir allen Menschen schulden, auch heute, in Thüringen und hier in Oberösterreich, „den Dank zu vervielfachen“, wie Paulus sagt (2 Kor 4,15). „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes!“ Weiß ich wirklich immer ganz genau, wem dies Jesus sagt? – Und schließlich: Einem anderen zu sagen:

„Ich gehe ein Stück weit mit dir!“

Christlicher Glaube hat immer Kirchengestalt. Er ist ein „Mitglauben“, mit dem Glauben der Apostel, mit dem der Heiligen, derer, die im Kalender stehen und der vielen unbekanntenen Heiligen, die es auch heute in unserer Mitte gibt. Letztlich ist es ein Mitglauben mit dem Herrn, der nach Hebr 12,2 „Urheber und Vollender des Glaubens“ ist, eine sehr merkwürdige, aber bedenkenswerte Christusbezeichnung. Er hat uns schon im Voraus an seine Hand genommen, ehe wir unsere Hand (als schon „Gehaltene“) jetzt solidarisch anderen reichen. Nein, es geht nicht um Anklage und Verurteilung. Es geht um ein „Mitleiden“, ein Mittragen dessen, was Menschen heute auferlegt ist, manchmal auch in der wortlosen Solidarität des einfachen Daseins, welche das Ertragen und Aushalten leichter macht.

Das alles darf unsere Kirchengestalt prägen, gleichsam den „Stil“ unserer Kirche-Seins. Wie kommen wir von „Golgota“, dem Ort unserer Enttäuschungen, nach „Emmaus“, dem Ort vertiefter Begegnung mit dem Herrn? Und wie von dort neu und mit geistlicher Zuversicht nach „Jerusalem“, also in die offene bunte, schrille, pluralistische Gesellschaft von heute, wo durchaus auch der Auferstandene schon seine Jünger hat – aber vielleicht durch unser Zeugnis und Lebensbeispiel noch weitere hinzugewinnen will? Lasst uns heute für diesen Weg nach Wegzeichen Ausschau halten.